

Karl Pestalozzi

»Ich habe alles reiflich erwogen«  
Wirklichkeit und Ideal in Karl Kraus'  
»Die letzten Tage der Menschheit«

*Helmut Arntzen zum Gedenken*

I

Seiner Gattung nach ist das Monumentaldrama von Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit« unzweifelhaft eine Satire. Einen Zugang zum Verständnis kann denn auch Schillers berühmte Satirebestimmung eröffnen. Sie steht in seiner Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung«, die erstmals 1795/96 in den »Horen« erschien. Darin lautet die Definition der Satire als einer sentimentalischen Gattung folgendermaßen:

In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenübergestellt. Es ist übrigens gar nicht nötig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüt zu erwecken weiß; dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier alles ankömmt, diese Abneigung selbst muß wieder notwendig aus dem entgegengesetzten Ideale entspringen. [...] Die pathetische Satire muß also jederzeit aus einem Gemüte fließen, welches von dem Ideal lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Übereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verkehrtheit erzeugen, welche in einem Juvenal, Swift, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird.<sup>1</sup>

Schiller grenzt dieses Satireverständnis von einem banaleren gängigen ab, der »strafenden Satire«, da diese lediglich in der karikierenden, d.h. einzelne Züge überzeichnenden, Darstellung bekannter Figuren, Situationen oder Ereignisse im Dienste einer meist moralisierenden Kritik

<sup>1</sup> Friedrich Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. In: Ders., Sämtliche Werke. 5 Bde. Hg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. 2. Aufl. München 1962, Bd. 5, S. 694–780, hier S. 722f.

bestehe. Er hat damit die Satire in den Rang einer fundamentalen literarischen Gattung bzw. Schreibweise erhoben und wie die »Idylle« der »sentimentalischen Dichtung« zugeschlagen.

Dass Karl Kraus Schillers Satirebestimmung zur Kenntnis genommen hat, während er an den »Letzten Tagen der Menschheit« arbeitete, belegt sein Brief an Sidonie Nádherný vom 6. November 1916, der mit dem wichtigen Hinweis schließt:

Der kleine L[eopold Liegler] hat bei Schiller (über naive und sentimentalische Dichtung) Sätze gefunden, durch welche die Verbindung von Lyrik und Glosse förmlich geweiht erscheint.<sup>2</sup>

»Lyrik und Glosse« – es wird sich im Weiteren zeigen, dass mit diesem Gegensatzpaar das Bauprinzip der »Letzten Tage der Menschheit« insgesamt und vieler einzelner Szenen auf den Punkt gebracht ist. Kraus hat kurz danach, in der »Fackel« vom 16. November 1916, die die Satire betreffenden Stellen aus Schillers Abhandlung »Über naive und sentimentalische Dichtung« abgedruckt, zwar nicht die hier beigezogene allgemeine Bestimmung, wohl aber analoge Stellen aus deren näherem Umkreis.<sup>3</sup>

Um jedoch Schillers Satirebestimmung auf »Die letzten Tage der Menschheit« anwenden zu können, muss sie in einer wichtigen Hinsicht ergänzt resp. eingengt werden. Es geht bei Kraus ja nicht um eine Darstellung der *Wirklichkeit* als Mangel, sondern um die Mangelhaftigkeit, die Defizienz der *Sprache*, genauer: der während des Ersten Weltkriegs in Österreich und vor allem in Wien täglich gesprochenen und geschriebenen Sprache in allen ihren Äußerungsformen, besonders denjenigen der Presse. Diese als grundsätzlich defizient erfahrene Sprachwelt wird hier zum »notwendigen Objekt der Abneigung«, als von Grund auf mangelhafte und verderbte, ja schlechte und böse. Das Drama von Karl Kraus ist eine umfassende Darstellung der Wiener und nicht nur der Wiener Sprache im Ersten Weltkrieg, in fast unendlich vielen Facetten ihrer

<sup>2</sup> Karl Kraus, Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. Vollständige, neu durchgesehene Ausg. Hg. von Heinrich Fischer und Michael Lazarus. München 1977, Bd. I, S. 378.

<sup>3</sup> Es sind dies folgende Stellen (die Seitenzahlen beziehen sich auf die in Anm. 1 genannte Schillerausgabe): »Satirisch ist der Dichter [...] scherzhafte Satire« (S. 721); »Die pathetische Satire [...] in ihre Seele gestreut« (S. 723); »Solange Lukian bloß die Ungereimtheit züchtigt« (S. 726); »Bei solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch sein soll, zum Grunde liegen muß« (S. 726).

Verwendung; neben der gesprochenen auch der in den Zeitungen und Verlautbarungen aller Art geschriebenen Sprache, ja selbst der gedichteten der Kriegspoese. Es bedarf hier keines Nachweises im Einzelnen, welche Vielzahl und Vielfalt von öffentlichen, halböffentlichen, privaten und mündlichen Quellen erfasst ist. Im Rahmen des Gesamtwerkes von Karl Kraus betrachtet, ist in »Die letzten Tage der Menschheit« gewissermaßen seine Zeitschrift »Die Fackel« ins Bühnenmäßige übertragen. Für viele Szenen daraus haben sich denn auch in der »Fackel« Vorformen ausmachen lassen.<sup>4</sup>

Wie aber steht es in dem Kolossal drama von Karl Kraus um das von Schiller postulierte »Ideal als der höchsten Realität« im Verhältnis zu dem die Wirklichkeit in der Satire als Mangel erscheint, ja erst als Mangel erscheinen kann? Gemäß dem Grundkonzept dieses Dramas müsste dieses Ideal ja ebenfalls sprachlicher Natur sein. So muss die Frage eingeschränkter lauten: Wo stecken Hinweise oder mindestens Andeutungen auf eine solche ideale, nicht verderbte, man könnte auch sagen: ursprüngliche und echte Sprache, an der gemessen die im österreichischen und speziell im Wiener Kriegsalltag gesprochene und geschriebene Sprache als verderbt und mangelhaft erkennbar resp. erweisbar wird? Es ist das freilich ein Thema, für das sich die Kraus-Forschung kaum oder gar nicht interessiert. Sie ist fast ausschließlich auf das von Kraus Kritisierte in seinen mannigfaltigen Spielarten fokussiert und kaum auf diesen Fluchtpunkt seiner Kritik. Soweit ich sehe, stand Helmut Arntzen mit seinem, auch nur gelegentlichen, Insistieren auf dieser Frage weitgehend allein. Ihm, d.h. seinen mündlichen und schriftlichen Anregungen, bin ich denn auch für das Folgende dankbar verpflichtet.<sup>5</sup> Die Suche nach einer Antwort muss aus den Handlungsszenen des Dramas hinausführen; denn deren Sprache und Sprechen erweist sich ja in immer neuen Variationen als verdorben, korrupt, defizient. Ins Zentrum des Interesses tritt damit der eine der beiden Kommentatoren des Geschehens, der Nörgler. Sein Dialog mit dem Optimisten übernimmt, dramaturgisch gesehen, die Rolle des die Handlung kommentierenden Chors in der

<sup>4</sup> Agnes Pistorius hat diese Arbeit geleistet in ihrem detaillierten, überaus hilfreichen Kommentar: »kolossal montiert«. Ein Lexikon zu Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit«. Wien 2011.

<sup>5</sup> Helmut Arntzen, Karl Kraus oder Satire aus Sprache. In: Ders., Literatur im Zeitalter der Information. Frankfurt a.M. 1971, S. 203–216.

antiken Tragödie. Tatsächlich lässt der Nörgler zu Beginn etwas verlauten, was als Antwort auf die Frage nach einer idealen Sprache aufgefasst werden kann. Dem »Optimisten«, der in seiner Kriegsbegeisterung zu bedenken gibt, dass »die Schöpfungen unserer Dichter [...] etwas von dem Feueratem übernommen [haben], mit dem diese große Zeit nun einmal über den Alltag hinweggefegt ist«, erwidert er:

Ich habe in diesen Schöpfungen keine Zeile gefunden, von der ich mich nicht schon in Friedenszeiten mit einem Gesichtsausdruck abgewandt hätte, der mehr auf Brechreiz als auf das Gefühl schließen ließe, an einer Offenbarung teilzuhaben. Die einzige würdige Zeile, die ich zu Gesicht bekommen habe, steht im Manifest des Kaisers, die ein feinfühligere Stilist zustandegebracht haben muß, der sich in ein angenehmes Alterserlebnis versenkt hat. »*Ich habe alles reiflich erwogen*«. Die Zeit, die erst kommen wird, wird ja noch besser als die bereits mitgemachte zeigen, daß einer noch reiflicheren Erwägung die Abwendung dieses unaussprechlichen Grauens geglückt wäre. Aber so wie die Zeile dasteht, isoliert, wirkt sie wie ein Gedicht, und vielleicht erst recht, wenn man einen Gedankengang als ihren Hintergrund setzt.<sup>6</sup>

In der Zeile aus dem Manifest des Kaisers »Ich habe alles reiflich erwogen« blitzte demnach, dem Nörgler zufolge, das Ideal kurz auf, an dem gemessen alles, was sonst in diesem Drama sprachlich verlautbart wird, als mangelhaft erscheint. Was aber an dieser »einzig würdigen« Zeile berechtigt zu dieser Auffassung? Darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Der Nörgler deutet eine Antwort schon einmal an, wenn er sagt: Sie »wirkt [...] wie ein Gedicht«. Das erinnert daran, dass Gedichte in der Sprachauffassung von Karl Kraus positiv konnotiert sind, sowohl die eigenen als auch diejenigen aus der Tradition, vor allem diejenigen Goethes. In ihnen erscheint ihm zufolge die Sprache in einer reinen, unverdorbenen Gestalt. In seinen satirischen Lesungen brachte Kraus deshalb als Gegengewicht immer auch Gedichte zu Gehör.

Diese Erklärung lässt sich mit Hilfe des folgenden Passus aus dem Aufsatz »Heine und die Folgen« (1910) noch verdeutlichen:

Denn wie eigene Gedanken nicht immer neu sein müssen, so kann, wer einen neuen Gedanken hat, ihn leicht von einem andern haben. Das bleibt für alle paradox, nur für jenen nicht, der von der Präformiertheit der Gedanken

<sup>6</sup> Karl Kraus, Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. In: Ders., Schriften. Hg. von Christian Wagenknecht. 15. Aufl. Frankfurt a.M. 2014, Bd. 10, S. 221ff. (Hervorh. d. Verf.).

überzeugt ist, und davon, daß der schöpferische Mensch nur ein erwähltes Gefäß ist und davon, daß die Gedanken und die Gedichte da waren vor den Dichtern und Denkern. [...] Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vorher schon ein anderer gefunden hatte.

Und im Anschluss an den Lobpreis der Abschiedsworte »Lebt wohl!« von König Thoas in Goethes »Iphigenie in Tauris« ruft Kraus aus: »O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse!«<sup>7</sup>

Gemäß dieser Auffassung ist der Dichter kein *Erfinder*, sondern ein Finder. Er ist gerade kein Originalgenie, sondern schöpft aus dem ewigen Fundus von Vorgegebenem, wie Kraus sagt: »Präformiertem«. Er zitiert immer, auch wo keine wörtlichen Zitate erkennbar sind. Seine eigene Leistung besteht darin, das Gefundene neu zusammzusetzen, aber durchaus so, dass dessen Herkunft noch erkennbar oder mindestens erahnbar bleibt. Durch ihn als ihr Medium wird die präformierte, absolut gesetzte dichterische Sprache selbst hörbar. Diese Dichtungs- resp. Dichterauffassung steht der klassischen Goethes und Schillers radikal entgegen, wenn man an Schillers kritisches Distichon denkt: »Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, / die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.«<sup>8</sup> Im Gegensatz zur goethezeitlichen Forderung nach Originalität erneuerte Kraus ein humanistisches Dichtungsideal, dessen Emblem die Biene war, die von Blüte zu Blüte fliegt und daraus ihren Honig gewinnt. In ihr ist anschaulich gemacht, dass sich Dichtung grundsätzlich aus sprachlich Vorgeformtem speist.<sup>9</sup>

In der Deklaration des Kaisers käme demnach nicht primär dessen persönliche Überzeugung zu Wort, sondern durch ihn hindurch spräche eine uralte sprachliche Weisheit, gewissermaßen ein »Revival«. Dazu trägt ihre Kürze entscheidend bei. Mit diesem einzigen Satz ragte Karl Kraus zufolge etwas Archaisches in die moderne Sprachwirklichkeit hin-

<sup>7</sup> Karl Kraus, Heine und die Folgen. In: Ders., *Magie der Sprache. Ein Lesebuch*. Hg. von Heinrich Fischer. Frankfurt a.M. 1979, S. 169–192, hier S. 184; 192.

<sup>8</sup> Schiller, Dilettant. In: Ders., *Sämtliche Werke* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 313.

<sup>9</sup> Vgl. Ulrich Stadler/Magnus Wieland, *Gesammelte Welten. Von Virtuosen und Zettelpoeten*. Würzburg 2014, bes. Kapitel 3: Bienen als Sinnbilder für verba- und res-Sammler (S. 43–58), sowie Jürgen von Stackelberg, *Das Bienengleichnis. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen »Imitato«*. In: *Romanische Forschungen* 68, 1980, S. 271–293.

ein, welche dadurch als ephemere erwiesen wird, wenn auch als nicht weniger problematisch. Mit Schillers Satiredefinition gesprochen, müsste von dem *einen* Satz des Kaisers aus alles sonst im Drama Gesprochene als mangelhaft erkennbar werden.

Tatsächlich steht eine Vorform dieser Stelle aus »Die letzten Tage der Menschheit« in der »Fackel« vom Dezember 1914, wo es heißt: »Über jenem erhabenen Manifest, jenem Gedicht, das die tatenvolle Zeit eingeleitet, dem einzigen Gedicht, das sie bis nun hervorgebracht hat«<sup>10</sup>. Für Kraus transzendierte somit dieses kaiserliche Manifest als ein von ihm als gelungen erachtetes sprachliches Gebilde die sonst in seinem Weltkriegsdrama gesprochene verderbte alltägliche Sprachwirklichkeit. Darin würde fassbar und hörbar, was in Schillers Satiredefinition »das Ideal« heißt.

Was aber könnte für Kraus bzw. für den Nörgler diese einzige Zeile, abgesehen von ihrer Kürze, zu einem Gedicht gemacht haben, was sie für unser Ohr ja zunächst nicht ist? Darüber lässt sich vorerst nur mutmaßen: Ist es etwa die leicht archaische Wortverbindung »reifflich erwogen«? Oder ist es die Assonanz in der ersten Satzhälfte »Ich habe alles«? Metrisch gesehen handelt es sich um einen doppelten Adoneus – »Ich habe alles / reifflich erwogen« –, dessen Rhythmus von Ferne an Hölderlins Gedicht »Hälfte des Lebens« denken lässt. Es gibt auch ein Gedicht von Karl Kraus selbst, »Nächtliche Stunde«, dessen Versmaß einen doppelten Adoneus mindestens hörbar umspielt. Dessen dritte und letzte Strophe – Wortlaut, Versmaß und Reim der ersten Hälfte der beiden vorangegangenen aufnehmend – lautet:

Nächtliche Stunde, die mir vergeht,  
da ich's ersinne, bedenke und wende,  
und dieses Leben geht schon zu Ende  
Draußen ein Vogel sagt: es ist Tod.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> F 404, S. 3 (Dezember 1914). Ich zitiere hier und im Folgenden aus Kraus' Zeitschrift »Die Fackel« (Wien 1899–1936, Nr. 1–917/22) unter Angabe der ersten Hefnummer und der Seitenzahl; vgl. hierzu auch Pistorius, »kolossal montiert« (wie Anm. 4), S. 221.

<sup>11</sup> Karl Kraus, Nächtliche Stunde. In: Ders., *Magie der Sprache* (wie Anm. 7), S. 343.

Dass der Satz des Kaisers »Ich habe alles / reiflich erwogen« demselben Rhythmus folgt, könnte für Karl Kraus seine dichterische Qualität ausgemacht haben.

Das Gedicht »Nächtliche Stunde« von Kraus ist, metrisch und rhythmisch betrachtet, seinerseits ein Echo, und zwar auf Goethes »Gesang der Geister über den Wassern«. Aus dem Anklang an dessen Schluss, so darf man vermuten, wuchs dem Satz aus dem Manifest des Kaisers letztlich die Poetizität, die dichterische Kraft zu, die Kraus daraus vernahm:

Wind ist der Welle  
Lieblicher Buhler;  
Wind mischt von Grund aus  
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,  
Wie gleichst du dem Wasser!  
Schicksal des Menschen,  
wie gleichst du dem Wind!<sup>12</sup>

So wäre es denn letztlich dieser Goetheanklang gewesen, der für die Ohren von Karl Kraus den einen Satz aus der Proklamation des Kaisers zu einem Gedicht gemacht hätte? Helmut Arntzen liefert indirekt eine Bestätigung dieser Vermutung, wenn er, wiewohl in der Absicht, Kraus zu kritisieren, schreibt:

Dem Übel aber, das Satire darstellt, wird das Heil der Dichtung konfrontiert, denn in ihr ist Sprache, die in aller historischen Veränderung gleiche Sprache, am reinsten gestaltet [...]. Seine Dichtungsreflexion ist reine Sprachreflexion. [...] Seine Interpretation orientiert sich allein an Vers und Satz. [...] Er wollte aus einer Zeile den Unwert eines Gedichts erschließen.<sup>13</sup>

(Und, möchte man ergänzen, wie im vorliegenden Fall, auch dessen Wert!) »Aus einer Zeile«: So konnte Karl Kraus denn diese einzige Zeile aus der kaiserlichen Proklamation, letztlich wohl dank ihrem Goetheanklang, ein Gedicht nennen und zum Maß erheben, von dem aus alles

<sup>12</sup> Johann Wolfgang Goethe, *Gesang der Geister über den Wassern*. In: Ders., *Gedichte 1756–1799*. Hg. von Karl Eibl. Frankfurt a.M. 1987, S. 319.

<sup>13</sup> Arntzen, Karl Kraus (wie Anm. 5), S. 210.



sonst in seinem Kolossal drama Gesprochene und Geschriebene als mangelhaft erscheinen soll.

Vielleicht gab es für dieses Verständnis der Proklamation des Kaisers<sup>14</sup> als Gedicht ein weiteres, gewissermaßen institutionelles Argument: Im Original sind die Pronomina der ersten Person Singular (Mir, Meiner, Meines, Ich) durchwegs groß geschrieben. Mit diesen Maiuskeln ist angedeutet, dass der Kaiser nicht im Namen seiner individuellen Person spricht, sondern kraft seines von Gott verliehenen Amtes entsprechend deren prägnanter Bestimmung durch Rudolf von Habsburg in Franz Grillparzers »König Ottokars Glück und Ende«, die dieses Amtsverständnis auf den Punkt bringt: »Was sterblich war, ich hab es ausgezogen, / Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt« (3. Akt, V. 2536).

Das trifft genau auf den Franz Joseph der Kriegserklärung zu. Nicht als private Person erließ er diese Proklamation, sondern kraft seines Amtes und als Individuum seufzend unter dessen Last. Aus ihm und durch ihn spräche somit ein Sprachgeist, der älter und mächtiger ist als er selbst.

Daneben, ja hauptsächlich wird Franz Joseph in »Die letzten Tage der Menschheit« immer wieder als Mensch und zumal als hilfloser Greis schonungslos karikiert. Das geschieht vor allem in den Szenen, in denen er zusammen mit Wilhelm II., dem deutschen Kaiser, auftritt.

Karl Kraus hat später, in der »Fackel« vom August 1920, in einem Gedicht mit dem Titel »Franz Joseph«, den Kaiser in dieser Spannung zwischen Mensch und Amt gezeichnet:

Wie war er? War er dumm? War er gescheit?  
Wie fühlt er? Hat es wirklich ihn gefreut?  
War er ein Körper? War er nur ein Kleid?  
War eine Seele in dem Staatsgewand?  
Formte das Land ihn? Formte er das Land?

Und zum Schluss:

Hatt er eine Spur  
Von Tod und Liebe und vom Menschenleid?

<sup>14</sup> Deren Schluss ist abgedruckt bei Pistorius, »kolossal montiert« (wie Anm. 4), S. 221.



Nie prägte mächtiger in ihre Zeit  
Jemals ihr Bild die Unpersönlichkeit.<sup>15</sup>

Die Spannung zwischen Mensch und Amt ist hier dichterisch so gestaltet, dass die im Alltagston gehaltenen, offenen Fragen, wie es wohl im Innern des Kaisers ausgesehen habe, im Sprachgewand feierlicher Terzinen daherkommen, wie sie Dante in der »Divina commedia« verwendet hat. Über der ständigen Variation dieses Gegensatzes bleiben die aufgeworfenen Fragen unbeantwortet, und das genau ist die Antwort des Gedichts.<sup>16</sup>

Die Vermutung, dass in dem *einen* Satz aus der Proklamation des Kaisers »Ich habe alles reiflich erwogen«, verstanden als Gedicht, das sprachliche Ideal aufblitze resp. aufblitzen solle, an dem gemessen alles sonst Gesprochene als Mangel erscheint, wird im Drama »Die letzten Tage der Menschheit« paradoxerweise dadurch bestätigt, wie es eingeführt wird.

Der Nörgler weist den Optimisten auf ein Plakat mit dem Manifest des Kaisers hin:

Schauen Sie, hier –, von dieser Säule können Sie's noch auf sich wirken lassen. Der Optimist: Wo? Der Nörgler: – Ach schade, gerade der Teil des Manifests, wo die Zeile steht, ist vom Gesicht des Wolfs im Gersthof [...] verdeckt. Sehn sie, das ist der wahre Tyrtäus dieses Krieges! Und nun erst ist's ein Gedicht.<sup>17</sup>

Das im Satz der Proklamation des Kaisers aufblitzende, wie immer begründete sprachliche Ideal, eben das einzeilige Gedicht, an dem gemessen alles sonst im Drama Verlautbarte als defizient erscheinen soll, kann selbst sozusagen nur »im Verschwinden Bestand« haben. Nur aufzublitz-

<sup>15</sup> F 551, S. 18 (August 1920).

<sup>16</sup> Die von Grillparzer so prägnant formulierte Unterscheidung von Mensch und Amt hat übrigens ihre genaue Entsprechung in derjenigen von empirischem und lyrischem Ich, die Margarete Susman propagiert hatte, in ihrem Buch »Das Wesen der modernen deutschen Lyrik« (Stuttgart 1910). Sie könnte auch hinter Karl Kraus Bestimmung von Franz Josephs Kriegsproklamation als »Gedicht« stehen; und zwar in der Weise, dass er es nicht als von dem Greis, der Kaiser sein musste, gesprochen auffasste, sondern von einer, mindestens in den Augen von Karl Kraus, überindividuellen, dichterischen Instanz. Dass er selbst mit seinen kleinen sprachlichen Veränderungen am Text der kaiserlichen Proklamation den Anspruch erhob, Anteil an dieser Instanz zu haben, ließ er unerwähnt.

<sup>17</sup> Kraus, Die letzten Tage der Menschheit (wie Anm. 6), S. 222 – Tyrtaios war ein Kriegsliriker im 7. Jahrhundert v. Chr., der die Spartaner zum Siegen begeisterte. »Der Wolf im Gersthof« war ein bekanntes Weinrestaurant, s. hierzu Pistorius, »kolossal montiert« (wie Anm. 4), S. 542.

zen und sogleich verdeckt und damit unleserlich zu werden, kann seine ihm gemäße Erscheinungsform sein, soll es dem allenthalben herrschenden Sprachverfall entgehen. »Das ist der wahre Tyrtäus dieses Krieges!« Auf diese Stelle angewandt, könnte das heißen: Nur in solch kurzem Aufblitzen und Verschwinden dieses einen Satzes aus der als Gedicht aufgefassten Proklamation des Kaisers kann sich sprachlich Wahres in dieser total deformierten und korrupten Sprachwelt des Krieges offenbaren, ohne alsbald seinerseits deren Lügenhaftigkeit zu verfallen.

Dasselbe Motiv begegnet dem Leser übrigens schon in einer Vorstufe, in dem Text von Kraus »In dieser großen Zeit«, gesprochen am 19. November 1914:

Über jenem erhabenen Anschlag, jenem Gedicht, das die tatenvolle Zeit eingeleitet, dem einzigen Gedicht, das sie bis nun hervorgebracht hat, über dem menschlichsten Anschlag, den die Straße unserm Auge widerfahren lassen konnte, hängt der Kopf eines Varietékomikers, überlebensgroß.<sup>18</sup>

Auch hier erfolgt das dem Ideal notwendige Verschwinden des Satzes des Kaisers durch sofortiges Überdecktwerden, diesmal vom Plakat eines Varietékomikers.

Wenig später, gegen Ende des ersten Aktes, deutet der Nörgler den Vorgang ausführlicher, ja in fast biblischem Ton:

Aber ich sage: Über ein Jahr wird der Wolf in Gersthof, der keine Singpielhalle, sondern ein Symbol ist, den Anforderungen der großen Zeit entsprechend noch größer geworden sein und wird an allen Straßenecken alles verdecken, die Zeile »Ich habe alles reiflich erwogen« und alles andere, was sonst neben und unter ihm noch Platz hatte, und er wird die wahre Perspektive eines falschen Lebens herstellen. Und aber über ein Jahr werden, wenn draußen eine Million Menschen begraben ist, die Hinterbliebenen dem Wolf im Gersthof ins Auge schauen, und in diesem Antlitz wird ein blutiger Blick sein wie ein Riss der Welt, darin man lesen wird, daß die Zeit schwer ist und heute großes Doppelkonzert!<sup>19</sup>

Hier wird der zuvor nur beobachtete Befund, dass das Plakat des Lokals »Der Wolf in Gersthof« den großen, »richtigen« Satz aus dem Manifest des Kaisers verdeckt, gewissermaßen verschluckt und zum Verschwinden bringt, mit dem Wörtlichnehmen des Namens »Wolf«, gedeutet als

<sup>18</sup> F 404, S. 1–19 (Juli 1914).

<sup>19</sup> Kraus, Die letzten Tage der Menschheit (wie Anm. 6), S. 223.

dessen Ersetzung durch die »wahre Perspektive eines falschen Lebens«, nämlich des Krieges und seiner schrecklichen Begleitumstände. Nur noch höchst indirekt, aber immerhin, wird damit dem kurz aufblitzenden Satz aus dem kaiserlichen Manifest »Ich habe alles reiflich erwogen« ein Rest an Wahrheitsgehalt, an »richtigem Leben«, zugebilligt. Zugleich wird aber daran expliziert, gewissermaßen Adorno vorwegnehmend, dass es kein richtiges Sprechen im falschen geben könne, vielmehr die aufblitzende Wahrheit im Satz aus dem kaiserlichen Manifest notwendigerweise sogleich von Äußerungen der blutigen Realität des Krieges, speziell der Kriegspropaganda, überdeckt werde, ja überdeckt werden müsse.

Wo der Nörgler dann im weiteren Verlauf des Dramas auf den Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« zurückkommt, destruiert er ihn selbst und denjenigen, der ihn zu verantworten hatte, schonungslos und unmissverständlich: Er nennt Franz Joseph nun, nach dessen Tod,

jenen Greis [...] der das alles reiflich erwogen und mit einem Federstrich herbeigeführt hat. [...] Denn dieses blutgemütliche Etwas, dem nichts erspart blieb und das eben darum der Welt nichts ersparen wollte, justament, sollen s' sich giften – beschloß eines Tages den Tod der Welt.<sup>20</sup>

Und kurz darauf wird der in Frage stehende Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« endgültig destruiert, mit dem Hinweis:

daß ein paar phantasiearme Schurken ihn jenes Manifest unterschreiben lassen konnten, das mit vollendeter Stilkunst ein blutiges Alterserlebnis einem friedliebenden Greis zuschiebt, der sich nicht zu helfen weiß.<sup>21</sup> Der, den man drangekriegt hat, hat alles reiflich erwogen. Es ist halt ein echt österreichisches Pech, daß das Ungeheuer, das diese Katastrophe herbeiführen sollte, die Züge eines guten alten Herrn trägt. Er hat alles reiflich erwogen, aber er kann nichts dafür, und das eben ist die letzte grausige Tragödie, die ihm nicht erspart geblieben ist.<sup>22</sup>

Nur noch die banale Qualifikation als »vollendete Stilkunst« ist hier vom sprachlichen »Ideal als der höchsten Realität« übriggeblieben. Und die Wendung »reiflich erwogen«, der beim ersten Auftauchen noch dichte-

<sup>20</sup> Ebd., S. 499.

<sup>21</sup> Letzteres ist ein Zitat aus einem anonymen Gedicht »Die Leipziger Wassernot«: »Auf dem Dache sitzt ein Greis / Der sich nicht zu helfen weiß«.

<sup>22</sup> Kraus, Die letzten Tage der Menschheit (wie Anm. 6), S. 502.

rischer Rang zugebilligt wurde, wird nun einerseits auf das Konto von Franz Josephs Senilität gesetzt, andererseits ihm weggenommen, zur Manipulation fantasiearmer Schurken erklärt und damit doppelt desavouiert.

Mindestens entsteht dieser Eindruck, wenn man diese Stelle isoliert betrachtet. Im Zusammenhang jedoch mit den vorangegangenen Zitierungen des Ausspruchs wird hier jene Destruktion des Kaiserwortes weiter und zu Ende geführt, die der Wendung »Ich habe alles reiflich erwogen« gerade ihre ideale Präformiertheit, ihr Dichterisches, sichern soll.

Doch fast am Schluss des Dramas kehrt der Leit-Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« nochmals wieder. Nun aber ist es der Nörgler, der ihn sich zu eigen macht, am Ende seines seitenlangen, eingeführten Monologs, der endet:

Dieses ist der Weltkrieg. Dies ist mein Manifest. *Ich habe alles reiflich erwogen.* Ich habe die Tragödie, die in die Szenen der zerfallenden Menschheit zerfällt, auf mich genommen, damit sie der Geist höre, der sich der Opfer erbarmt, und hätte er selbst für alle Zukunft der Verbindung mit einem Menschenohr entsagt. Er empfangen den Grundton dieser Zeit, das Echo meines blutigen Wahnsinns, durch den ich mitschuldig bin an diesen Geräuschen. Er lasse es als Erlösung gelten!<sup>23</sup>

Hier mutiert das Ich, das spricht, zu einem Pendant des Kaisers und schließlich auch zu demjenigen von Karl Kraus.

Wie der Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« bei seinem ersten Lautwerden aus dem Mund des vom Schicksal überforderten Kaisers zur Legitimation seines Entschlusses, dessen Folgen unabsehbar waren, dient, vor seinen Untertanen und der Welt, legitimiert sich nun der Nörgler – und durch ihn Karl Kraus selbst – gegen Ende des Dramas damit vor einer nur noch vage als »Geist« bezeichneten transzendenten Instanz. Aus dem schicksalhaften Satz ist damit eine Formel geworden, die nur noch höchst vage auf den positiven Fluchtpunkt der satirischen Darstellung im Sinne von Schillers Satiredefinition verweist.

Aber siehe da, die Transzendenz antwortet darauf. »Eine Stimme von oben« kündigt das Weltende an:

<sup>23</sup> Ebd., S. 681.

EINE STIMME VON OBEN:

Zu eurem unendlichen Schädelspalten  
Haben wir bis zum Endsieg durchgehalten.  
Nun aber wißt, in den vorigen Wochen  
Hat der Mars die Beziehungen abgebrochen.  
*Wir haben alles reiflich erwogen*  
Und sind in die Defensive gezogen.  
Wir sind denn entschlossen, euern Planeten  
Mit sämtlichen Fronten auszujäten.<sup>24</sup>

Dass die namenlos gewordene Transzendenz nochmals den Satz des Kaisers zitiert, deutet zum einen wohl auf dessen unverwüsthche Zeitenthabenheit und dient ein letztes Mal als Legitimationsformel. Zugleich wird nun eindeutig das zerstörerische Sie manifest, das ihm von seinem ersten Lautwerden an innewohnte. War das Ideal, das für Schiller in der Satire indirekt zur Darstellung kommt resp. erahnbar wird, selbstverständlich ein positives, so hat es sich hier nun radikal ins Destruktive verwandelt. Und die »Stimme von oben« kündigt nicht mehr wie am Ende von »Faust I« Rettung an, sondern die finale Katastrophe. »Wir haben alles reiflich erwogen« ist zur Ankündigung des Weltunterganges geworden. Das ist die inhaltliche Seite dieses letzten Zitats.

Indem aber der Satz »Wir haben alles reiflich erwogen« das ganze Drama hindurch vielfach, wie ein Refrain, wiederkehrt, wird er zu einem die Struktur des Ganzen tragenden Moment, ja zum Leitmotiv und bekommt damit zugleich eine alles, was sonst zur Sprache kommt, transzendierende, positive Funktion. »Die einzig würdige Zeile wirkt wie ein Gedicht«, kommentiert der Nörgler denn auch die erste Zitation. Im Gedicht gelangt für Kraus die Sprache in ihr wahres Wesen. Dieses beruht nicht auf irgendeinem Inhalt, sondern im Gedicht als Gestalt.

## II

Merkwürdigerweise entspricht nun aber der Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« nicht genau dem Wortlaut der Proklamation »An meine

<sup>24</sup> Ebd., S. 766 (Hervorh. d. Verf.).

Völker« vom 28. Juli 1914, mit der Franz Joseph die Kriegserklärung an Serbien offiziell mitteilte. Deren Schlussteil lautete im Original:

In dieser ernsten Stunde bin ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewusst. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht Mir weist.<sup>25</sup>

Man muss annehmen, dass Karl Kraus selbst es war, der den originalen Satz des Kaisers umformuliert hat. Wenn dem so ist, werden manche zunächst kryptischen Hinweise verständlich, die in »Die letzten Tage der Menschheit« in der Umgebung des Zitats aus dem Manifest eingestreut sind und dessen Formulierung anonymen Autoren zuweisen. So heißt es etwa:

Die einzige würdige Zeile, die ich zu Gesicht bekommen habe, steht im Manifest des Kaisers, die ein feinfühligler Stilstilist zustandegebracht haben muß, der sich in ein angenommenes Alterserlebnis versenkt hat. »Ich habe alles reiflich erwogen«. Die Zeit, die erst kommen wird, wird ja noch besser als die bereits mitgemachte zeigen, daß einer noch reiflicheren Erwägung die Abwendung dieses unaussprechlichen Grauens geglückt wäre, und vielleicht erst recht, wenn man einen Gedankengang als ihren Hintergrund setzt.<sup>26</sup>

In einem späteren Hinweis, nach dem Krieg, in »Nachruf«, wird Karl Kraus noch deutlicher:

Mit einem Satz, der wahrhaftig die volle Bürde der Altersweisheit trägt und die ganze Würde des Schwergeprüften – kürzer als jeder Satz, der zur Brandmarkung des Ungeheuers dient –, mit einem Satz, dessen angemessene Tiefe nur darum echt war, weil der Verfasser ein anderer war, ein Stilkünstler aus dem Ministerium, der glaubte und darum erlebte (der an die Fackel und dennoch an Österreich glaubte), mit einem Satz, dessen ausgesparte Fülle den Schwall aller Kriegsliteratur aufzog: mit einem »Ich habe alles reiflich erwogen« springt die Vergangenheit, die sich nicht zu helfen weiß, der Welt an die Gurgel.<sup>27</sup>

Soll man das so verstehen, dass sich Karl Kraus mit diesen kryptischen Erläuterungen, wenn auch leicht verhüllt, zu seinem eigenen Anteil an der Autorschaft des Satzes bekennen wollte?

<sup>25</sup> Zit. nach Pistorius, »kolossal montiert« (wie Anm. 4), S. 221.

<sup>26</sup> Kraus, Die letzten Tage der Menschheit (wie Anm. 6), S. 221f.

<sup>27</sup> F 622–631, S. 88.

Worin aber könnte dieser Anteil bestehen? Aus dem originalen Satz des Kaisers »Ich habe alles geprüft und erwogen« machte Kraus durchgehend: »Ich habe alles reiflich erwogen.« So wäre es das Adverb »reiflich«, das der kaiserlichen Erklärung eine leicht poetische Patina verleiht, die es Kraus erlaubte, sie in die Nähe eines Gedichts zu rücken? Er könnte dabei Schillers Brief an Goethe vom 3. Juli 1796 zum »Wilhelm Meister« im Ohr gehabt haben, der beginnt: »Ich habe nun Wilhelms Betragen bei dem Verlust seiner Therese im ganzen Zusammenhange reiflich erwogen und nehme alle meine vorigen Bedenklichkeiten zurück.«<sup>28</sup> Die Wendung wäre damit klassisch geadelt. – Doch auch in der älteren k.u.k. Amtssprache scheint die Wendung »reiflich erwogen« gängig gewesen zu sein. Bei einer Internetrecherche fand sich ein Beitrag aus den »Mitteilungen der k.k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde in Brünn« (Nr. 29, Juli 1835), worin sie auf einer einzigen Seite gleich dreimal vorkommt: »so muß solches mit Hinsicht auf die sorgfältig gesammelten und reiflich erwogenen Umstände«; »Alle Umstände sorgfältig zu sammeln und reiflich zu erwägen«; »alle Umstände sorgfältig gesammelt und reiflich erwogen«. Auch in anderen österreichischen Kameraldokumenten des früheren 19. Jahrhunderts lässt sich die Wendung nachweisen. Deren Echoraum ist offenbar nicht nur die deutsche Klassik, sondern auch eine altmodische Amtssprache.

Karl Kraus selbst wäre es also gewesen, der die prosaische Deklaration des Kaisers für seinen Zweck poetisiert und archaisiert hätte. Erst so konnte sie das Doppelgesicht erhalten, das es ihm möglich machte, sie in der dargelegten Weise zu verwenden: zugleich als amtliche und als poetische Verlautbarung, die der Handlungsebene des Dramas angehört und sie zugleich übersteigt im Hinblick auf das nach Schiller zur Satire gehörende Ideal. Karl Kraus verstand darunter eine ideale Sprache vor allen einzelnen Sprechäußerungen, auf der letztlich die Welt beruht und in der in irgendeiner Weise die Sprache der deutschen Klassiker an- bzw. nachklang. Unumwunden gesagt: Die dem Satz zugesprochene Positivität hätte demnach in der klassisch gebildeten Autorschaft von Kraus ihren letzten Grund.

<sup>28</sup> Hans Gerhard Gräf/Albert Leitzmann (Hg.), Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3 Bde. Leipzig 1955, Bd. I, S. 180.



### III

Gegen Ende des Monsterdramas beginnt der, wie gezeigt, nur zum Teil der tatsächlichen Deklaration des Kaisers entsprechende, dennoch ihr zugeschriebene Satz zu wandern. Zunächst in den Schlussmonolog des Nörglers, der gegen Ende sagt: »Dieses ist der Weltkrieg. Dies ist mein Manifest.« Und dann gesperrt:

Ich habe alles reiflich erwogen. Ich habe die Tragödie, die in die Szenen der zerfallenden Menschheit zerfällt, auf mich genommen, damit der Geist höre, der sich der Opfer erbarmt, und hätte er selbst für alle Zukunft der Verbindung mit einem Menschenohr entsagt. Er empfangen den Grundton dieser Zeit, das Echo meines blutigen Wahnsinns, durch den ich mitschuldig bin an diesen Geräuschen. Er lasse es als Erlösung gelten!<sup>29</sup>

Damit gewinnt der Leitsatz seinen vollen Ernst zurück. Alle Kritik daran ist verschwunden. Vielmehr bekommt er die Funktion, das vom Nörgler in seinem Umkreis Niedergeschriebene sprachlich als ernst und echt zu beglaubigen. Angesprochen ist damit ein Wesen über den Zeiten, das »der Geist« genannt und mit einem anonymen Göttlichen, aber auch mit christlichen Vorstellungen assoziiert wird. Der sprachliche Hochtouren dominiert dabei über den vagen bleibenden Inhalt.

Fast ganz zum Schluss des Dramas antwortet dieses »Wesen«, wie angeführt, als »Stimme von oben«, die sich als die des Mars, des Kriegsgottes, erweist und das beginnende Weltende ankündigt. Damit erweist sich der Leitsatz »Ich habe alles reiflich erwogen« als sprachliches Gebilde, das alles von ihm Bezeichnete überdauert, sich dabei als stehende Wendung in immer neue Zusammenhänge einlassen, sich gewissermaßen immer neu inkarnieren kann. Er verweist somit über die im Drama dargestellte Katastrophe hinaus auf ein Ewiges und Transzendentes, das zwar nicht mehr göttlicher Natur ist, sondern einzig, aber immerhin die wenn nicht dichterische, so doch gehobene, d.h. über die banale Alltäglichkeit hinaus gehobene, Sprache. Darin blitzt, in welchem Zusammenhang auch immer, jeweils im Sinne Schillers ein Ideal auf, an dem gemessen die sonst im Drama gesprochene und zitierte Sprache und das von ihr Bezeichnete als Mangel erscheint.

<sup>29</sup> Kraus, Die letzten Tage der Menschheit (wie Anm. 6), S. 681 (Hervorh. im Orig.).

## IV

Karl Kraus sah sich viel später veranlasst, nochmals auf den Satz des Kaisers »Ich habe alles reiflich erwogen« und dessen Beurteilung zurückzukommen. Anlass war ein Artikel des Journalisten Paul Stefan in einer nicht ausdrücklich namentlich genannten *Zürcher Zeitung*, in dem dieser offenbar behauptet hatte, Kraus habe zunächst das Manifest des Kaisers als das größte Gedicht gefeiert, das der Krieg hervorgebracht habe, und sei erst nachher zum Pazifisten geworden, der »Die letzten Tage der Menschheit« geschrieben habe. Kraus replizierte:

Es ist also ganz richtig, daß ich 1914–1919 der Ansicht war, dieses Manifest sei das stärkste, das einzige, das wahre Kriegsgedicht, und ich muß gestehen, daß ich dieser Ansicht auch heute noch bin. Ich hielt und halte dieses Manifest, diese eine isolierte Zeile – so groß wie das Unglück, welches sie beschloß –, diese Katastrophe von fünf Worten, diese vortönende Stimme vom Mars, für stärker als [...].<sup>30</sup>

Darauf folgt eine Auflistung aufhetzender Kriegsgedichte, die im Gegensatz dazu stünden und abgewertet werden. Dann fährt Kraus fort:

Nun ist es aber doch eigentlich ganz ausgeschlossen, daß es unter den lesenden Menschen und gar unter jenen, die Schriftsteller sind, einen Kretin gegeben haben kann, dem, wenn er selbst im November 1914 das Lob dieses Kriegsgedichtes für ein Lob dessen, der es signiert hat, und für ein Lob des Krieges gehalten hätte, nicht der himmelschreiende Widerspruch zu dem ganzen sonstigen Inhalt ebendesselben Aufsatzes, der den stärksten Abscheu gegen den Krieg bekundet, aufgefallen wäre. Nein, einen solchen Kretin kann es nicht gegeben haben, denn selbst er hätte mich ja für einen Tollhäsler halten müssen, der eine Absage an den Krieg mit einem Hymnus auf das Kriegsmanifest einleitet – vorausgesetzt, daß er nicht auch enthüllen wollte, ich hätte darin jene Zeit »die große Zeit« genannt. Natürlich weiß auch der Stefan, was da gesagt war und daß ich nur die Konsequenz des tiefsten Kriegshasses, dessen Ausdruck die Fackel von Kriegsbeginn war, einhalte, diese beispiellos ununterbrochene Reihe in Schrift und Rede began-

<sup>30</sup> F 622–631 (Juni 1923). Der Kritiker und Musikschriftsteller Paul Stefan war viele Jahre Korrespondent der »Neuen Zürcher Zeitung«, worauf Karl Kraus in diesem »Fackel«-Text verweist. In den Registerbänden des »NZZ«-Archivs konnte der Stefan-Artikel nicht gefunden werden. Nach Auskunft des Archivs vom 12. Juli 2017 sind die Register nicht zuverlässig. Der Artikel von Karl Kraus macht aber eine Veröffentlichung des Paul-Stefan-Textes in der »NZZ« zumindest höchstwahrscheinlich (Anmerk. der Hg.).

gener wie durch ein Wunder ermöglichter Delikte gegen Kriegsgewalt und Majestät fortsetze, wenn ich die Worte: »Ich habe alles reiflich erwogen« noch heute und immer das einzige wahre Kriegsgedicht jener großen Zeit nenne, und daß diese Meinung in Marsferne von der Propaganda des Kriegsarchivs wirkt [...].<sup>31</sup>

Damit hat Kraus seine Auffassung des strittigen Manifests des Kaisers einmal mehr bekräftigt, aber eigentlich noch immer, ohne nachvollziehbar zu begründen, was genau ihn an diesen fünf Worten zu seiner Auffassung, sie seien ein Gedicht, geführt, ja berechtigt hatte. Könnte es sein, dass Kraus' Verständnis dieser fünf Worte, oder besser gesagt: seine Betroffenheit durch sie, in Tiefen seines Wesens wurzelte, zu der seine argumentierende Rationalität keinen Zutritt fand, weshalb er auch nicht in der Lage war, sie für andere nachvollziehbar zu begründen? Wenn dem aber so ist, müsste auch sein Interpret die Waffen strecken.

## V

Dramaturgisch gesprochen, handelt es sich bei dem Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« um ein Leitmotiv im Sinne Richard Wagners,<sup>32</sup> das durch seine Wiederkehr die Massen des in »Die letzten Tage der Menschheit« aufgenommenen Stoffes aus der zeitgenössischen Kriegsrealität gliedern hilft. Die Abstände zwischen den Zitierungen sind freilich zu groß und zu ungleich, als dass dieser Satz wirklich die Wirkung eines Refrains haben könnte. Immerhin schafft er zwischen den einzelnen Äußerungen des Nörglers in seinen Dialogen mit dem Optimisten eine Verbindung.

Dass der in Frage stehende Satz als Leitmotiv eingesetzt ist, hat jedoch zur Folge, dass seine Wiederkehr wichtiger wird als seine jeweils variierende Bedeutung resp. Kommentierung. Oder anders gesagt: Es erhebt seine sprach-musikalische Funktion über seinen Gehalt, wenn auch dieser darüber nicht völlig bagatellisiert wird. Der Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« wird gewissermaßen zu einem strukturierenden Refrain. Man könnte auch an Homers wiederkehrende Verszeilen als Vorbild

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Der Ausdruck »Leitmotiv« selbst stammt nicht von Wagner; wer genau ihn geprägt hat, ist nicht bekannt.

denken. Doch wie die Freude an deren Wiederkehr und Formelhaftigkeit auf Kosten des Ernstnehmens ihres Inhaltes geht, so verliert auch der Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« von Mal zu Mal das inhaltliche Gewicht, das Kraus ihm offenbar zgedacht hatte. Er wird zum strukturierenden Ornament, zu einem Refrain.

Muss man zum Schluss kommen, gerade das Ernstnehmen dieses Leitsatzes, wie es hier versucht wurde, lasse Lücken und Mängel im Konzept des Monsterdramas von Karl Kraus erkennen?

## VI

Mit dem Ende des Krieges resp. mit dem Abschluss der »Letzten Tage der Menschheit« hatte der Satz »Ich habe alles reiflich erwogen« noch nicht ausgedient. Er irrlichterte weiterhin durch die »Fackel«. Und zwar in ganz unterschiedlicher Verwendung.

Gewissermaßen eine Weiterführung des Weltkriegsdramas stellt das Gedicht »Nibelungentreue« dar. Darin werden Franz Joseph und Wilhelm II. als die Hauptverantwortlichen karikiert:

Zwei Kaiser sind in den Krieg gezogen  
Und wußten nicht, wie zurückgelangen.  
Denn der eine hatte es reiflich erwogen,  
drum ists auch dem andern schief gegangen.  
[...]  
Doch jener tat nur, was dieser geplant,  
jetzt weiß er, wer ihn hineingezogen.  
Er hatte ja nicht im geringsten gehant,  
daß der da sich alles reiflich erwogen.<sup>33</sup>

Der Satz aus der Proklamation von Franz Joseph wird hier reduziert zum Spruchband, das diesen charakterisiert und plakativ Wilhelm II. entgegenstellt. Diese Personifikation der Kriegsschuld, ja deren Reduktion auf den einen Satz, opfert den Ernst des Problems einem sprachlichen Witz.

<sup>33</sup> Karl Kraus, Nibelungentreue. In: Ders., Worte in Versen I.–IX. Gedichte (1922–1930). Hg. von Heinrich Fischer. München 1959, S. 278.

Im Weiteren dient der Satz »Hatte er auch das reiflich erwogen?« (Juli 1922)<sup>34</sup> oder variiert »Hatte jener auch dieses reiflich erwogen?« (Oktober 1923) in der »Fackel« als Überschrift über je eine Meldung aus der Rubrik, die mit »Unfälle und Verbrechen« überschrieben sein könnte. Die zweite lautet:

Neulich stritt der neunjährige Ziehsohn eines Bauern in Schäffern in Steiermark mit dem dreijährigen Sohn der Magd des Bauern. Da nahm der Neunjährige einen Revolver aus einem Bett, in dem die Waffe unter einem Strohsack verwahrt war, und schoß dem Dreijährigen ins rechte Auge. Das Projektil durchschlug das Hinterhaupt, so daß das Kind nach einigen Minuten starb.

August 1923. Er ist auf den Tag neun Jahre alt. Als Berchthold das Ultimatum sandte, kam ein Mörder zur Welt.<sup>35</sup>

Die kaiserliche Sentenz in der Überschrift wird nun als Frage an Gott resp. an eine die Geschicke lenkende Instanz gerichtet, um sie anzuklagen. Dass der neunjährige Mörder im August 1914, also bei Kriegsausbruch, zur Welt gekommen war, insinuiert eine nicht nur zeitliche Koinzidenz beider Ereignisse, als hätte dabei derselbe böse Dämon seine planende Hand im Spiel gehabt. Diesen Schluss lässt Karl Kraus zwar offen, doch wird er durch die Textstrategie nahegelegt. – Auch im ersten Fall, es geht um einen nachträglichen gemeinen Diebstahl an einer tödlich verunglückten jungen Frau, richtet sich die Frage »Hatte er auch das reiflich erwogen?« ebenfalls an eine die Welt lenkende Macht. Nicht ausdrücklich bedacht wird die Folgerung, dass dadurch, dass der Spruch einer anonymisierten Macht zugeschoben wird, die »er« resp. »jener« genannt wird, eine persönliche Entlastung des Kaisers Franz Joseph erfolgt.

Es scheint von Bedeutung zu sein, dass in diesen beiden Überschriften unser Leitzitat keine Vergestalt mehr hat, sondern zur Prosa, genauer: zu einem Fragesatz geworden ist. Es hat damit aufgehört, wie in »Die letzten Tage der Menschheit« auf ein sprachliches Jenseits, eben die Dichtung, zu verweisen, und gerät in den Umkreis des popularisierten Theodizeeproblems, wobei offenbleibt, wer mit dem Personalpronomen »er« gemeint resp. angeklagt ist, da Franz Joseph damals ja schon tot war.

<sup>34</sup> F 595, S. 23 (Juli 1922).

<sup>35</sup> F 632, S. 33 (Oktober 1923).

Am erstaunlichsten aber ist in unserem Zusammenhang der Aufsatz von Karl Kraus in der »Fackel« von 1924 mit der Überschrift »Wir zwei«. <sup>36</sup> Der Beitrag war entstanden, nachdem Kraus die Erinnerungen von Albert von Margutti (1869-1940) gelesen hatte: »Vom alten Kaiser. Persönliche Erinnerungen an Kaiser Franz Joseph I.« (1921), die bisher Unbekanntes, weil Privates aus dem engsten Umkreis des Kaisers an die Öffentlichkeit gebracht hatten. Margutti war Flügeladjutant des Generaladjutanten des Kaisers gewesen, bis zu dessen Tod, und hatte Franz Joseph somit aus nächster Nähe beobachten können, auch seine ganz persönlichen Gedanken zum Krieg. Aus Marguttis Memoiren wollte Karl Kraus erfahren haben, dass Franz Joseph von Beginn an den schrecklichen Ausgang des Krieges vorausgesehen hatte, was er zu Beginn seines Beitrages folgendermaßen kommentiert:

»Im Verlaufe des Krieges war Franz Joseph, wie sich nun herausstellt, einer der wenigen, die *von allem Anfang an das schreckliche Ende voraussahen.*«

Er und ich.

Auch er konnte also von sich sagen:

*Ich hab schon am Anfang das Ende gesehen*

*Und wufste, was nach dem Ende kommt.*

Der Unterschied zwischen uns beiden ist bloß, daß ich es nicht reiflich erwogen hatte. Aber als Defaitist konnte ich ihm das Wasser reichen. <sup>37</sup>

Ein letztes Mal wird damit unser Leitspruch zitiert. Aber nun hat er jede poetische Aura und jede tiefere Bedeutung verloren. Er dient nur noch dazu, den zum »Er« anonymisierten Kaiser kenntlich zu machen. Und der Beitrag endet:

Was aber Franz Joseph anlangt, so bleiben wir zwei, bei vielfacher Verschiedenheit in Temperament und sozialer Stellung – ähnelnd einander in der unermüdlichen Arbeit –, Schulter an Schulter verbunden in der Ansicht von einem freventlich angestifteten und ach so nutzlosen Weltmord. Und ich bin wahrlich erschüttert durch die Enthüllung, daß er, der zwar die Kriegsfackel gehalten, aber bestimmt nicht gelesen hat, vielleicht der einzige Mensch in der Monarchie war, der meine Überzeugung von der Unerlässlichkeit ihres Untergangs, von der Unentrinnbarkeit des sich selbst gestellten Ultimatums von allem Anfang an geteilt hat. Mir bleibt doch nichts erspart. <sup>38</sup>

<sup>36</sup> F 640, S. 1–6 (Januar 1924).

<sup>37</sup> Ebd., S. 1.

<sup>38</sup> Ebd., S. 6.

Über die Doppeldeutigkeit der Bezeichnung »Fackel« und über den Satz »Mir bleibt doch nichts erspart« wird nochmals eine letzte Übereinstimmung, wenn nicht sogar eine letzte, freilich groteske Identität von Karl Kraus und Franz Joseph angedeutet.

Was machen wir mit diesem selbstironischen, ja grotesken Befund von »Wir zwei«? Man muss der Versuchung widerstehen, ihn schon bei der frühesten Zitierung des Satzes »Ich habe alles reiflich erwogen« vorzusetzen und in den Kaiser der »Letzten Tage der Menschheit« gewissermaßen von Beginn an eine Selbstprojektion, gar ein Selbstporträt von Karl Kraus hineinzusehen. Aber dank den Enthüllungen von Albert von Margutti scheint sich Kraus doch verstärkt der Tatsache bewusst geworden zu sein, wie nahe er von Beginn an Franz Joseph gestanden hatte, wenn auch diese Identifikation primär sprachlicher Natur war und über das Dictum lief: »Ich habe alles reiflich erwogen.« So wäre denn letztlich Karl Kraus als Dichter und Denker selbst das unausgesprochene Ideal, an dem resp. an dessen Bewusstsein gemessen alles in »Die letzten Tagen der Menschheit« Dargestellte als mangelhaft erscheint?

## VII

Das hier am Drama »Die letzten Tage der Menschheit« Herausgearbeitete kann eine doppelte Frage provozieren: zum einen die quantitative, weshalb zwischen den Hindeutungen auf das Ideal, das der umfassenden Kritik am Sprachgebrauch der den Ersten Weltkrieg tragenden Gesellschaft zu Grunde liegt, und der Masse des Kritisierten ein so schreiendes quantitatives Missverhältnis besteht. Darauf wäre zu antworten, dass das Ideal eben nur andeutungsweise in den Lesenden resp. Zuhörenden evoziert werden darf, wenn es nicht Gefahr laufen soll, seinerseits in der Masse des Satirisierten unterzugehen. Davor lässt es sich einzig dadurch bewahren, dass es bloß im Aufblitzen und Verschwinden erahnbar wird. Im Verhältnis zur Masse des Kritisierten muss es transzendent bleiben. Schon Schiller betont in seiner Satirebestimmung:



Es ist übrigens gar nicht nötig, daß das letztere (sc. das Ideal) ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüt zu erwecken weiß, dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken.<sup>39</sup>

Doch Karl Kraus genügte das offensichtlich nicht. In seinem erwähnten Auszug aus Schillers Schrift in der »Fackel« fehlt dieser Hinweis. Für ihn musste das Ideal dem paradoxen Anspruch genügen, gleichzeitig sprachlich und nicht sprachlich, ausgesprochen und verschwiegen zu sein.

Irritierender ist die andere Frage, weshalb ausgerechnet dieser eine Satz aus der Kriegsproklamation des greisen Franz Joseph in »Die letzten Tage der Menschheit« das Ideal vertreten muss, das, Schillers Satire-Bestimmung zufolge, dem durch diese Proklamation ausgelösten Zerstörerischen, Schrecklichen und Bösen entgegengehalten und an dem es gemessen wird. Muss man sich mit der dialektisch verstandenen Antwort begnügen »Glück und Unglück wohnen im selben Haus« (und haben dieselbe Wurzel)? Oder rührte dieser eine Satz an individuelle Tiefen in Karl Kraus, die für ihn selbst jenseits jeglicher Rationalisierung lagen und damit einer kommunizierbaren Begründung unzugänglich bleiben mussten, so dass ihn nur vielfache Wiederholungen und ein Großaufgebot an Pathos zu beglaubigen versuchen konnten?

Außerhalb der »Letzten Tage der Menschheit« hat Kraus sein positives Ideal am eindringlichsten in seinem »Fackel«-Beitrag zu Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« formuliert, den er, wie erhaltene Tonaufnahmen bis heute hörbar machen, mit allergrößtem Pathos vorzutragen pflegte und worin es heißt:

Bei Gott, kein Trost des Himmels übertrifft  
die heilige Hoffnung dieser Grabesschrift. [...]  
O rettet aus dem Unheil euch zum Geist,  
der euch aus euch die guten Wege weist!<sup>40</sup>

## VIII

Das Ergebnis des vorliegenden Versuchs ist somit von verstörender Ambivalenz, was die Darstellung und Beurteilung Kaiser Franz Josephs

<sup>39</sup> Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung (wie Anm. 1), S. 722.

<sup>40</sup> F 474–83, S. 159f. (Mai 1918).

und seines Dictums »Ich habe alles reiflich erwogen« durch Karl Kraus betrifft. Einerseits lässt das Drama nicht den geringsten Zweifel daran, dass es den Kaiser für die Auslösung des Ersten Weltkrieges und damit für die Millionen von Menschenopfern, die er kostete, und den Zusammenbruch der europäischen Vorkriegsordnung mitverantwortlich und mitschuldig macht. Wo Kraus den Kaiser als Person auftreten lässt, ist er Gegenstand schonungsloser Karikierung, nicht weniger als sein deutscher Bündnispartner Wilhelm II. Auf der anderen Seite wird jedoch der Satz des Kaisers aus der Kriegserklärung von 1914 »Ich habe alles reiflich erwogen« von Kraus selbst sprachlich leicht modifiziert, zu einer Art von tragendem Leitmotiv des Dramas. Es wird ihm dichterische Qualität zugesprochen, was ihn nicht nur jeglicher Kritik entzieht, sondern ihn geradezu zum positiven Fluchtpunkt der Darstellung macht, an dem alle übrigen sprachlichen Äußerungen gemessen und ihrer Verlogenheit, ja ihres Verbrecherischen überführt werden.

Dieses Verständnis des kaiserlichen Satzes findet eine Bestätigung darin, dass ihn Karl Kraus auch später noch, außerhalb der »Letzten Tage der Menschheit«, in positivem Sinne verwendet und seine dichterische Qualität sogar ausdrücklich gegen Kritik verteidigt. In manchen Äußerungen relativiert Kraus sogar seine frühere, radikale Kritik an der Person des Kaisers, indem er diesen zu sich selbst und zu seiner »Fackel« in Parallele setzt.

So kann am Ende dieser Überlegungen nur die Konstatierung eines höchst irritierenden Widerspruchs stehen, nicht der Versuch von dessen Auflösung. In diesen zwielichtigen Befund größere Klarheit zu bringen, könnte Sache der weiteren Karl-Kraus-Forschung sein.